Darauf entfiel in der Folge das Geleitstreck. Unter Zurückmachte sich nun das Allgemeine Lobl sehr rechtfertigt, da er 1870 als Mitglied von Gefängnissen unter den Gefangenen Gräfen, Straßen und Gefängnissen Gräfen, Straßen und Gefängnissen Gräfen, Straßen und Gefängniss

dem, was sie vor fünfzehnhundert Jahren gewesen ein würde."

Käthe verzichtete darauf, das Rätsel zu lösen, aber ihr Gatte hatte sich große Mühe gegeben, Herrn Essings Gedankengange zu folgen. So bemerkte er denn zaudernd:

„So lange ich mich erinnere, war Hilda immer genau das, was sie jetzt ist. Meinst Du denn, daß sie zu einer großen Leidenschaft entzündet werden könnte?"

„Das meine ich und noch manches Andere." Jetzt kam sie wieder in Sicht, noch immer auf den Wiesen galoppierend, aber auf der anderen Seite der Chaussee. Alte Pfosten und ein wurmstichiges Tor versperrten ihr den Weg; der Wagen nahte schnell von der einen Richtung und Cupido von der anderen. „Weiche aus", kreischte Käthe, „oh, sie wird vor unseren Augen getötet werden!"

Aber Hilda lenkte nicht aus ihrer Richtung. Fröhlich auflachend ließ sie ihr Pferd über das Hinderniß hinwegsetzen — galoppierte noch eine kurze Strecke weiter, wendete sich dann um und holte die Ihren wieder ein, in ihrem Sitz nicht um Haaresbreite verrückt, aber das Gesicht gerötet und die Augen glänzend vor freudiger Erregung.

„Bravo! bravo! Du bist wirklich eine vollendete Reiterin, liebe Kusine."

Die Geneés sind eine alte Familie, und ihr Herrenhaus, den Warrenhof, haben sie schon seit vielen Generationen besessen. Aber Zuneigung oder Verständnis für das Altertümliche lagen nie in ihrem Charakter. Mehrmeß wurde das ganze Bauwerk so gründlich abgerissen, daß auch nicht ein Stein davon stehen blieb und ein ganz neues aufgeführt. Der gegenwärtige Warrenhof ist ein alltägliches modernes Landhaus, nicht einmal durch besondere Bequemlichkeit oder Behaglichkeit bemerkenswert. Die Aussicht ist ganz reizend, und aus diesem Grunde wurde die Baustelle wahrscheinlich von einem Vorfahren gewählt der etwas mehr Geschmack besaß als seine Nachkommen; die Letzteren hielten nur aus dem Grunde daran fest, daß sie dort so viel Baumaterial zur Hand fanden. Herr Esting erkannte Steinskulpturen des fünfzehnten Jahrhunderts, welche in die Wände des Baues aus dem neunzehnten Jahrhundert vermauert waren.

Herr Geneé, ein kräftiger alter Mann mit schlauen und gewöhnlichen Gesichtszügen, empfing seine Gäste vor seiner Haustür. — Natürlich hatte er seine Manieren; denn obgleich von Natur ein bäuerlicher Filz und wohl imstande, sich durch all die Schliche und Kniffe, zu denen sein Mangel an Vermögen ihn veranlaßten, erfolgreich hindurchzuwinden, nahm er doch eine historische Stellung unter dem Adel der Grafschaft ein. Seine hauptsächliche Hilfsquelle war die Pferdezucht, aber er fiel nahe unter den weniger vornehmen Begriff des Händlers, so daß in einem weniger abgelegenen Distrikt die Steuerbehörde ihn wahrscheinlich mit aller Entschiedenheit zur Gewerbesteuer herangezogen hätte.

Viele höfliche Reden verschwendete dieser Herr an Herrn Esting und seine Tochter, ehe das Frühstück aufgetragen worden war. Aber Käthe empfing von ihm kaum ein Wort und ihr Gatte kaum einen Blick. Eifrig zeigte er einige halbwegs interessante Gemälde an den modernen unschönen Wänden und einige Gedenkzeichen, die mehr wegen ihrer Seltsamkeit als wegen ihrer Schönheit in Glaskästen aufbewahrt waren. Aber er verriet dabei solche Unwissenheit, daß Georg, vor Aerger errötend, ihn mehr als einmal unterbrach. Der junge Mann selber redete die ganze Zeit unaufhörlich in einer scharfen, hohen Stimme, nur zu häufig von einem schrillen Lachen unterbrochen. Seine Unterhaltung war geistreich, aber wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, von Natur affektiert. Er konnte es nicht über sich gewinnen, auch nur ein alltägliches Wort über die Lippen zu bringen. Wenn die Umstände ihn dazu zwangen, einen einfachen Gedanken zu äußern, so versuchte er wenigstens, demselben mit Umschweifen und in geschnörkelter Form Ausdruck zu geben — natürlich nur, wenn er sich in Gesellschaft von Fremden oder Gästen befand. Es war eine instinktive Gewohnheit, aber deshalb nicht weniger langweilig und ermüdend.

Als sie nach draußen gingen, um sich die Pferde vorführen zu lassen, fand Käthe in der Stimmung, welche die Vernachlässigung seitens ihres Gastgebers in ihr erzeugt, oder vielmehr nur noch verstärkt hatte, es sehr leicht, die Rolle zu spielen, welche sie sich vorgenommen. Ohne Zaudern sprach sie ihr Mißfallen über jedes Pferd aus, welches ihr die Stalldiener herbeiführten, und das in einem so gereizten Tone, daß man bald sah, sie wäre entschlossen, Alles abzuweisen, was ihr vorgeführt werden würde. Herr Geneé hatte entschieden erklärt, daß er von einem Nachbarn und Freunde kein Geld für die bloß leihweise Ueberlassung einiger Pferde annehmen würde; er wäre kein Händler und noch viel weniger der Inhaber eines Mietstalles; aber dennoch hoffte er in seiner Seele, daß sich irgendwie aus der Transaktion für ihn ein pekuniärer Vorteil ergeben würde. Diese törichte Uebellaune der jungen Dame verstimmte ihn, denn in seiner Harmlosigkeit war er sich ganz unbewußt, daß er sie irgendwie beleidigt haben könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Wojciek Rosbyta, der Postillon.

Von Karl Busse.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Ich soll Deine Frau werden?" fragte sie, und ist ganz verwundert.

Ich seh sie an. Ich denk jetzt oft bei mir, ich muß ganz rot gewesen sein.

„Nun ja, red ich, „was . . . denkst Du sonst?"

„Nichts, antwortet sie und beugt den Kopf zurück. „Die Mutter muß gleich hier sein."

Da küß ich sie wieder und laß sie überhaupt nicht los. So ein Narr war ich. — Brr, wirst Du wohl! Seht an, Herr, wie die Bremsen dem Pferdchen zusetzen! Man darf die Peitsche bei Gott nicht weglegen.

So weit war ich also. Pani Moslin, die Waschfrau, hörte mich an. „Das Gespann ist ungleich, Wojciek Rosbyta," sagt sie, „aber vielleicht ist es gut so. Ihr seid ein Mann in ruhigen Jahren und wißt, was Ihr tut. Euer Brot habt Ihr auch. Und jung heiraten ist besser als alt. Junge Bäumchen ziehen sich." Was red ich lange? Wir wurden einig, und Maruscha war meine Braut. Ich lauf zum Goldschmied Koslo und sag': „Meister, die besten Ringe, die Ihr habt." Und einen steck ich der Maruscha auf.

Sie war ganz toll vor Freude, denn sie liebte Alles, was Gold war und glänzte. Ein feiner Geschmack, doch nicht billig, Herr! Wie die Kinder, wollt sie Alles haben, was sie sah. Nun, ich kauf' dies, das . . . es macht mir selber Vergnügen. „Ihr habt eine lose Hand, Wojciek," sagt die Mutter. Aber ich lach nur.

Nun muß ich Euch mein größtes Glück erzählen. Nämlich als das Wetter schöner ward, im Frühling, will Maruscha nicht im Haus bleiben. Ein junges Ding — ach Gott ja! Und die Mutter wäscht und plättet für drei. Was tut sie also, die Maruscha? Sie kommt mir eine Stunde entgegen, hier auf der Straße, und bei einer bestimmten Pappel erwartet sie mich. In der Hand hat sie einen Zweig und in der Tasche ein Stück Zucker. Sie winkt und lacht . . . und ich bin selig und halt' an. Der Braune kriegt den Zucker, den Zweig steckt sie ins Geschirr — nun, und die Post sieht aus, als wär' es jeden Tag Pfingsten. Hab ich einen Fahrgast, so sag ich: „Um Vergebung, rückt ein Bischen weiter." Und Maruscha klettert rauf, wie eine Katze und sitzt bei mir — hier auf dem Platz, den Ihr frei machtet. Es konnt' mir den Dienst kosten, denn ohne Billet darf ich Keinen mitnehmen. Aber was tut man nicht Alles! Saßen wir allein im Wagen, so hat sie mich geküßt, daß ich keinen Atem bekam. Und sprach ich: „Was bist Du eine Wilde!" so lachte sie und nannte mich „Väterchen". Mich, ihren Bräutigam! „Hoppla, Pferdchen," schrie sie lustig, „lauf Galopp, hü, willst Du wohl!" Und wenn wir an die Kornfelder kamen, dann sprang sie im Fahren ab, daß ich einen Todesschreck bekam. „Oh die Kornblumen schon blühn," sprach sie. Und fand sie eine, so bekam ich sie an den Hut. Sie jedoch zog sich eine Aehre vorn durch das Knopfloch.

Vor der Stadt mußte sie absteigen. Einmal sagte sie dabei: „Ach — wie ist das dumm! Man kommt immer an dieselbe Stelle zurück." — „Willst Du anderswohin?" frag ich. Sie sieht so weit, als wollt sie bis ans Ende der Welt sehen. Aber sie sagt: „Fahr zu, Wojciek — der Posthalter schimpft sonst." Und ich fuhr auch wirklich.

Zwei, drei Tage später komm' ich wieder zurück und seh' schon immer nach der Pappel, wo sie sonst wartet. Richtig, da steht sie. Aber neben ihr noch jemand. Ich kann nicht genau erkennen und fahr schneller. Da erblicken sie mich auch, und der Andere geht übers Brachland nach drüben, wo sie am Bahndamm arbeiten. „He," sag ich, „meine Liebe, was ist denn das?" Sie zuckt die Achseln. „Er beaufsichtigt die Arbeiter. Und weil er mich immer hier stehen sieht, kam er 'rüber. Du schwatzen mit — Du eifersüchtig, Väterchen?"

Mir gabs einen Stich durchs Herz, aber ich antwort' „Nein" und leb zu, wie das Pferdchen ihr den Zucker aus der Hand nimmt. „Die Bahn," sprich sie dann, „ist doch was anderes als die Post. Man kann nach Posen, Berlin, immer weiter, bis die Welt aufhört." Dabei seufzt sie. Ich würg den Aerger runter und sag': „Du wirst die Frau eines Postillons, Maruscha, da darfst Du nichts gegen die Post reden. Und Du fährst ja gern damit." — „Ja," erwidert sie gleichgültig. Aber sonst nichts. Wir kommen an die Kornfelder, und ich fahr schon langsam. Denkt Ihr, sie springt runter? Tat sie nicht! Bleibt ruhig sitzen und sieht vor sich hin. Wie Du willst! denk' ich. Doch ich war nicht so glücklich an dem Tag wie sonst. „Morgen komme ich nicht," sagt sie zum Abschied. „Ich trag' die Wäsche aus."

Aber hast Du nicht gesehen; wie ich am nächsten Tag so langsam meinen Weg fahr', steht sie doch an der Pappel. Und der Schuft wieder neben ihr. Herr, erlaßt es mir — Ihr habt die Maruscha nicht gekannt und begreift es nicht. Ich aber denke jede Fahrt darauf, ohne Trost zu finden. Die Tage kamen — einer immer schöner als der andere — das war so zu Ende Mai — und an Jedem bemerkte ich, daß Maruscha mehr und mehr von mir abließ. Ich hab' in der Kirche gebetet, ich hab' mit der Pani Moslin gesprochen, ich hab die Maruscha angefleht, ich bin zum Goldschmied gelaufen. Heut' sagt ich: „Meister, ein Armband," morgen: „Wie wär' es mit einem Kettlein?" und Alles bracht ich ihr. Sie nahm es auch und freute sich und sprach: „Väterchen, was Du gut bist!" aber gerade wenn sie so zu mir sein wollt' wie früher, hats hier am meisten gewürgt. War doch Alles, Alles ganz anders.

Schlimmer kanns nicht werden, denk ich also eines Tages bei mir und der Braune schnauft als hätte er dieselben Gedanken. Denn das Pferdchen ist auf Leider verteufelt wie der Teufel auf eine sündige Seele. Und lange genug hat es keinen gekriegt. Selbst das vergaß Maruscha.

„Ich werde ein Ende machen," sag ich mir also und sprech mir selbst Mut zu.

„Wenn sie ein Deine Frau ist, gibt sich Alles." Und ich überleg' mir es ware gut, gleich zum Dekan zu gehen, denn unser hochwürdiger Propst ist Dekan seit Jahren. Wie ich das noch denke, sah ich auf die Heiden — Ihr wißt schon, Maruscha und den vom Bahnbau. Aber nicht an der Pappel; weiß Gott sonderbar mehr im Feld. Und der Schuft — bezeuge Ihr das — schlägt auf sie ein, daß sie laut schreiend nach dem Weg lauft.

Euer Hochwohlgeboren, Ihr wißt, ich bin kein Tierquäler, aber ich riß mein Pferdchen doch vor Schreck und Wut und rase mit ihm hin.

„Maruscha!" schrei ich und erschreck selber, wie heiser meine Stimme klingt.

Aber sie weint und hört mich kaum, und der Schuft reißt sie beim Arm.

Herr, ich darf meinen Wagen nicht verlassen. Doch wärs um die Seligkeit gegangen — es war mir gleich. Mit der Peitsche flog ich übers Brachland. Ich glaub, ich hab geschrien dabei. Und die Schnur sauste dem Schuft um die Larve.

Mit einem Fluch springt er auf mich zu; ich hab Riesenkräfte und werf ihn bei Seite. Doch er ist 20 Jahre jünger und geht von neuem auf mich los. Dabei pfeift er, daß die Arbeiter — die Bahnarbeiter — ihm zu Hülfe kommen.

Vielleicht hätten sie mich totgeschlagen. Wär mir schon recht. Aber plötzlich steht Maruscha zwischen uns, ruft ihm ein paar Worte zu, da läßt er ab von mir und winkt auch den herbeilaufenden Arbeitern, daß sie dableibichn.

Mein Gesicht muß blau und rot gewesen sein. So stehen wir uns gegenüber.

„Warum schlägst Du . . . meine Braut?" keuch ich und will wieder auf ihn los.

„Wojciek!" schrie Maruscha flehend.

Da laß ich ab. Er aber lacht wild und sagt: „Was geht Dich meine Liebste an. Pia frei! Laß sie zufrieden, das rat ich Dir, Väterchen!"

„Du lügst!" sag ich und pack meine Peitsche. Doch da seh ich den Wagen stehen, und Braune will ins Feld, mir nach. —

„Maruscha!" sag ich, „komm mit. Dein Platz ist frei!"

Und ich geh vorn. Nach drei Schritten bleib ich stehen. Sie folgt nicht.

„Maruscha!"

„Hier bleibst Du!" lacht der andere und sieht sie an, als wollt er sie töten.

Und sie zittert am ganzen Leibe und geht zu ihm und hängt sich an seinen Hals und weint und küßt ihn.

Ich kanns nicht begreifen — ich ruf und schrei — ich hab eine Angst — halb wahnsinnig bin ich.

„Komm mit!" schrei ich — „denk an Deine Mutter, Maruscha, und an mich! Geh fort von dem Kerl, der Dich schlägt," und so ruf und red ich — ah, Pan, ich hab keine Scham mehr: aufs Knie bin ich vor ihr gefallen und hab gebettelt.

Die Arbeiter lachten, und der andere lachte, nur Maruscha nicht. Dann nahm er sie bei Seite und flüsterte mit ihr, und dann ging er zurück nach dem Bahndamm und Maruscha nach der anderen Richtung an mir vorbei. Nicht nach der Stadt, sondern nach dem Dorfe, woher ich kam, immer die Landstraße hoch.

Da bin ich aufgestanden und nach dem Wagen zurückgegangen und hab mich angekleidt. Denn ich denk immer, ich soll umfallen.

Und Maruscha geht und geht, immer diese Landstraße. Wohin will sie denn? frag ich mich. Aber sie geht und geht.

Und ich schrei wieder, bis ich heiser bin. Die Arbeiter äffen mir nach. Mein Pferdchen sieht sich nach mir um. Maruscha Moslin tut das nicht. Man erkennt sie kaum noch. Und dann ist sie so weit, daß ich sie nicht mehr sehen kann.

Nach einer ganzen Zeit klettere ich wieder auf den Wagen. Ich komme über eine halbe Stunde zu spät. Es war schlimm, sehr schlimm — wegen des Zuges, Herr, der die Briefe nicht mitnehmen konnte. Der Posthalter schimpft und flucht und will mir kündigen. „Herr Posthalter," sag ich, „Euer Hochwohlgeboren, macht, was Ihr wollt. Mir ist alles gleich."

Und dann lauf ich zur Mutter — zu Pani Moslin, der Waschfrau.

Hü hott, Pferdchen — eile Dich, eile Dich! Es ist ein heißer Tag, Herr — gut, daß wir jetzt Wind bekommen. Er tut wohl, wahrhaftig. Seht nur, wie der Braune glänzt!

Ja, und was das anbetrifft: die Maruscha haben wir nicht mehr wiedergesehen. Der Aufseher von den Bahnarbeitern war auch verschwunden. Sie haben sich wohl im Dorf am Abend getroffen und sind weitergegangen — nach Bromberg zu, und von dort mit der Bahn. Nun ja, ja, wie sagte Maruscha? „Die Bahn ist doch was anderes, als die Post."

Wojciek Rosbyta, der Postillon, murmelte unnützes. Das Pferdchen hielt einen gleichmäßigen Trab. Aber als wir zwischen die Roggenfelder kamen, mäßigte es von selbst den Schritt.

„Danke, alter Freund, danke . . . nun ja, wenn man alt ist, vergißt man nicht so leicht . . . und der Herr erlaubt es. Um Vergebung, Euer Hochwohlgeboren, aber hier sprang Maruscha stets vom Wagen und zeusse die Blumen ab. Ach Gott ja, und man ist so ein Narr . . . . so ein Narr . . . .

Aechzend kletterte Wojciek Rosbyta, der Postillon hinunter.

„Heda, was blüht denn alles? Natürlich der Rittersporn! Und die rote Klatschrose . . . seht nur die Klatschrose, Herr!"

Er riß eine Aehre dazu ab.

„Man ist so ein Narr," sprach er wieder, als er seinen Sitz einnahm. „Jedoch — wie lange fahr ich noch! Die Bahn, die . . . . ! Mein ganzes Unglück kommt nur davon!"

Trab, Trab ging der Braune, und wie spielend glitt die Peitschenschnur über seinen Rücken.

„Maruscha hat die Klatschrosen immer angeblasen. Es ist eine heiße Blume, hat sie gesagt — versteht Ihr das? Sie war oft zum Lachen!"

Er hielt die Mohnblume hoch. Ein stärkerer Zugwind strich über den Wagen. Er entblätterte die reife Blüte.

„Da seht Ihr," sagte der Postillon, „das ist das Ganze. Eben noch so schön und rot — und jetzt verschwunden. Gott helf uns, das Leben ist nicht anders. Alles weht weg . . . ."

Er wollte vielleicht noch mehr sprechen, aber er fand die Worte nicht. Und so knallte er nur mit der Peitsche und wiederholte: „Hü hott — eile Dich Pferdchen! Der Herr muß zum Zug, und der Posthalter wartet — hü — üh!"

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen

10. April.

1727: Samuel Heinicke, Begründer des deutschen Taubstummenunterrichts, geb. (Nautschütz bei Meseburg). 1741: Sieg Friedrich des Großen über die Oesterreicher bei Mollwitz. 1741: Schlacht bei Mollwitz. 1755: Samuel Hahnemann, der Urheber der Homöopathie, geb. (Meißen). 1807: Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar †. 1846: Eugen d'Albert, Pianist, geb. (Glasgow). 1897: Friedrich Franz III., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, †. (Cannes).

11. April.

1701: Launer, Walzerkomponist, geb. (Oberdöbling). 1713: Friede von Utrecht. 1806: Anastasius Grün (Graf von Auersperg), Dichter, geb. (Laibach). 1814: Napoleons I. Abdankung zu Fontainebleau.

Der weisse Sonntag.

Der weiße Sonntag — Dominica in albis — verdankt seinen eigentümlichen Namen dem Umstande, daß in den ersten christlichen Zeiten die Neugetauften vom Mariämstag bis zu diesem Tage in weißen Kleidern einhergingen.

Die Taufe der Erwachsenen, welche zum Christentume bekehrt worden, fand am Spätnachmittage des Karsamstages statt, weil die Kirche da die aus der Ruhe des hl. Sabbats hervorgehende neue Schöpfung und verklärte Auferstehung hinweisen wollte, und sie hob die Getauften mit einem weißen Gewande bekleidet, um deren geistige Erneuerung und Reinheit anzudeuten. Erst am Oktavtage des Osterfestes wurde dieses Gewand, an dessen Stelle später eine weiße Kopfbedeckung trat die in der sogenannten „Taufmütze" unserer Täuflinge noch weiter existiert, von den Neuchristen abgelegt und zwar in feierlicher Weise. Sie versammelten sich zu diesem Zwecke in der Kirche, wo in Anblick auf die bevorstehende Handlung die hl. Messe mit den Worten aus dem ersten Briefe des hl. Petrus: „Quasi modo geniti, alleluja" begann, welch letztere dann auch zur näheren Bezeichnung des ersten Sonntags nach Ostern verwendet wurden.

Die Ablegung der weißen Kleider erfolgte am Dominikanen unter Mitwirkung des Priesters, und der hl. Augustinus schreibt darüber: „Die österliche Festlichkeit wird mit dieser hinausgedehnten Feier beschlossen, darum wechseln an diesem Tage die Neugetauften ihre Kleider; so jedoch, daß zwar die weiße Farbe mit dem Kleide abgelegt wird, die Unschuld im Herzen aber allezeit verbleibe."

Da die Neuchristen, welche während der ganzen Osterfestoktav dem Gottesdienste mit brennenden Kerzen beigewohnt und sich auf den Empfang des hl. Abendmahls vorbereitet hatten, am weißen Sonntage zum ersten Male zur hl. Kommunion zugelassen wurden, so bildete sich hieraus der schöne Brauch, die Kinder an demselben Tage zum Tische des Herrn zu führen, der noch heute in vielen Gegenden üblich ist. Zugleich ahmte man die Verwendung der weißen Kleider bei diesem hochwichtigen Akte nach, indem man solche den Mädchen anlegte und sie damit als Bräute Christi schmückte. In der neuern Zeit wählte man zwar an einzelnen Orten und namentlich auf dem Lande statt der weißen Kleider solche von dunkler, meist schwarzer Farbe, behielt aber den brautlichen Schleier bei, um durch diesen an die Unschuld und Reinheit der Erstkommunikantinnen zu erinnern. Den Knaben gab man zu gleichem Zwecke den auf der linken Brustseite befestigten weißen Blütenstrauß.

Auch die Kerzen aus der altchristlichen Zeit blieben im Gebrauch, und gewiß mit Recht; denn sie zeigen an die Erleuchtung, welche durch das Christentum verbreitet und das Feuer der Liebe, das in den Herzen entzündet worden ist, wie auch daß der Christ seinen ganzen Wandel so einrichten soll, daß er mit einem hellen Lichte verglichen werden kann. Selbst in protestantischen Gegenden wird der weiße Sonntag vielfach zur ersten Abendmahlsfeier der heranwachsenden Jugend, der Konfirmanden, gewählt, und im Harz erinnert ein Strauß von gemachten Blumen, dem ein Paar Rosmarinstengel beigefügt sind, und der mit einer großen weißen Schleife versehen, von den Kindern an der Brust getragen wird, an die Zeit vor der Kirchenspaltung im 16. Jahrhundert.

Zur Neubesetzung des Erzbistums Olmütz.

Wie die Tagesblätter melden, wird Papst Pius X. den durch die Resignation seines bisherigen Inhabers Dr. Th. Kohn erledigten erzbischöflichen Stuhl von Olmütz gemäß den kanonischen Vorschriften selbst besetzen. Das Olmützer Metropolitankapitel wird demnach im vorliegenden Fall von dem ihm sonst zukommenden Wahlrecht keinen Gebrauch machen können. Es dürfte für die Leser nicht ohne Interesse sein, die Entstehungsgeschichte der hier in Frage stehenden päpstlichen Reservation kurz kennen zu lernen. Im Laufe des 13. Jahrhunderts kam es zuerst vor, daß die Päpste durch Verzichtleistung freigewordene Episkopate neu besetzten. Innozenz III. (1198 bis 1216) wie seine Nachfolger Gregor IX. (1227 bis 1241) und Innozenz IV. (1243—1254) verfügten wiederholt daß die päpstlichen Legaten oder Kommissäre in apostolischer Autorität vom Amte zurückgetretenen Bischöfen Nachfolger geben sollten, wofern die beteiligten Domkapitel nicht binnen einer bestimmten Frist eine Neuwahl vornehmen würden. Innozenz IV. ging in anderen Fällen weiter, indem er entweder die Ausübung des Kapitelrechts für ein durch Verzicht vakant gewordenes Bistum von einer besonderen päpstlichen Erlaubnis abhängig machte oder auch ohne weiteres selbst die Neubesetzung vornahm. Unter Berufung auf seine apostolische Vollgewalt gab Alexander IV. (1254—1261) dem infolge der Amtsentsagung des Bischofs Hanno II. verwaisten Bistum Genf einen neuen Oberhirten. Ebenso behielt sich Klemens IV. (1265—1268) im Jahre 1265 die Vergebung des durch Resignation erledigten Bischofssitzes Raphoe vor. Nachdem dieser Papst im gleichen Jahre dem Apostolischen Stuhl die Verleihung aller bei der römischen Kurie, d. h. zunächst durch den zu Rom erfolgten Tod der Prüdenheimer, erledigten Kirchen, Dignitäten usw. reserviert hatte, wurde die Konstitution Licet ecclesiarum bisweilen auch auf die in die Hände des Papstes resignierten Bistümer ausgedehnt: so von Klemens IV. selbst und ebenso von Johann XXI. (1276—1277), während in zahlreichen anderen Fällen die Päpste bei Besetzung solcher Episkopate auf eine allgemeine Reservation sich nicht berufen. Klemens V. (1305—1314) erklärte sodann in der Dekretale Exsi in temporalium vom Jahre 1305 ausdrücklich, daß auch die Kathedralkirchen unter den Vorbehalt seines gleichnamigen Vorgängers fielen, und Johann XXII. (1316—1334) verfügte mittelst der Konstitution Execrabilis, daß zu den der ausschließlichen Verleihung des Papstes vorbehaltenen Benefizien, einschließlich der Episkopate, alle jene gehören sollten, die in die Hände des römischen Bischofs resigniert würden. Die gleichen Vorschriften gab Benedikt XII. (1334—1342) in der Konstitution Ad regimen, deren Anordnungen hinwiederum in die von den nachfolgenden Päpsten bis zur Gegenwart immer wiederholte, jetzige erste Kanzleiregel aufgenommen wurden und die darum